

Unverkäufliche Leseprobe des Claassen Verlages



Claassen

Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Claassen Verlag

Weitere Infos unter:

<http://www.claassen-verlag.de>

Nuala O'Faolain

*Ein alter Traum
von Liebe*

Roman

Aus dem Englischen von
Marion Sattler Charnitzky und
Jürgen Charnitzky

Claassen

Die Originalausgabe erschien 2001 unter dem Titel *My Dream of You*
bei Riverhead Books, New York.

Claassen Verlag
Claassen ist ein Verlag des Verlagshauses
Ullstein Heyne List GmbH & Co. KG

ISBN 3-546-00305-5

© 2001 by Nuala O'Faolain. Published by arrangement with
Riverhead Books, a member of Penguin Putnam, Inc.

© der deutschen Ausgabe 2003

by Ullstein Heyne List GmbH & Co. KG, München

Lektorat: Karen Nölle-Fischer

Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany.

Gesetzt aus der Sabon und Zapf Chancery bei

Franzis print & media, München

Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck

Prolog



An den Wochenenden verbrachten Hugo und ich die meiste Zeit im Bett. Wir wohnten in der Mansarde eines weitläufigen Hauses mit Türmchen und Giebeln zwischen Kastanienbäumen am Rand eines Parks im Süden von London. Unsere breite Matratze lag auf dem Boden vor hohen, von Wind und Wetter verzogenen Fenstern, die man zu einem feuchten Balkon hin aufstemmen konnte. Eine Taube brütete in jenem Frühling im Geäst auf gleicher Höhe mit unseren Kissen. Ihr Nest schaukelte im Wind und durch das Blätterdach ergossen sich auf unsere Körper Sprinkel grünen Lichts. An den Werktagen arbeiteten wir. Ich stand früh auf und ging in zwei Pubs putzen, um mein Journalistik-Studium und meinen Lebensunterhalt zu finanzieren, während sich Hugo an seinen Schreibtisch in dem kleinen Erker des Zimmers setzte. Tagsüber studierte er Jura und abends Journalistik. Aber an den Wochenenden spielten wir.

Wir lebten auf der Matratze wie auf einem Floß. Alles, was wir brauchten, stellten wir um uns herum auf den Fußboden, damit wir nur die Arme danach auszustrecken brauchten. Wenn es kalt war, lagen wir unter der Steppdecke und im Sommer rekelten wir uns auf den sonnenbeschienenen Laken. Hugo brachte gewöhnlich Kaffee und Toast aus der Küche hoch. Das Brot verwahrte er im Zimmer, denn die anderen Studenten, die mit uns das Haus teilten, pflegten wie Heuschrecken über alles Essbare herzufallen, wenn sie Freitag nachts aus den Pubs und Discos zurückkamen. Hugos Mut-

ter hatte ihm eine echte Kaffeemaschine geschenkt, ein Utensil, das Anfang der siebziger Jahre selbst in London kaum jemand besaß. Sie hatte sie aus dem Ausland mitgebracht, ich weiß nicht von wo, er erzählte mir sehr wenig von ihr, und ich habe sie nie kennen gelernt. Sie schenkte ihm immer etwas Teures, wenn er mit ihr zum *Supper* ging.

So nannte er es, wenn er mit ihr zu Abend aß. Ich hatte mich gerade erst daran gewöhnt, dass man die Mahlzeit am Abend *Dinner* nannte, und es verwirrte mich, wenn Hugo nun *Supper* dazu sagte. In Kilcrennan existierte ein solches Mahl überhaupt nicht, ebenso wenig wie echter Kaffee. Man nahm sein *Dinner* ein, wenn man aus der Schule kam, oder, bei uns zu Hause, wenn Mammy eins zubereitet hatte. Später gab es *Tea*. Das Wort *Supper* kannte ich nur im religiösen Kontext als Abendmahl. Aber warum es mich insgeheim peinlich berührte, wenn Hugo ein so bescheidenes Wort wie *Supper* für *Dinners* in teuren Restaurants verwendete, weiß ich nicht.

Ich beobachtete ihn ständig, während er mich nur selten ansah. Und doch war er verrückt nach mir. Es verging kaum eine Stunde, in der er nicht vom Schreibtisch aufstand und über meine Hüfte strich, mich auf den nachdenklich geöffneten Mund küsste oder meine Hand zu einer Liebkosung veranlasste. Er zeigte mir, dass er mich brauchte, oder besser: mich begehrte. Bald nachdem wir begonnen hatten zusammenzuleben, war mir aufgefallen, dass er, wiewohl er unablässig meinen Körper und meine Haare pries, nie etwas über mein Gesicht sagte. Ich fühlte mich daher viel sicherer, wenn ich mich mit ihm im Dunkeln auf der Matratze wälzte, als wenn er mich ansah.

Als wir in dem vom unablässigen Gurren und Kollern der Tauben erfüllten Zimmer lebten, war Hugo in seinem letzten Studienjahr vor dem Jura-Examen. Auf dem Lehrplan stand auch Rechtsgeschichte, darunter eine Stunde Geschichte des Scheidungsrechts. Eines Tages warf er die fotokopierten Protokolle einer Gerichtsverhandlung im Oberhaus aus dem Jahr 1856 auf das Bett: *Talbot gegen Talbot*. Es war an einem Sonntagabend und wir waren dabei, uns auf die kommende

Woche vorzubereiten. Ich liebte diese Stunden, in denen wir zielstrebig in dem großen Zimmer hin und her liefen, bis die zerknitterten Zeitungen weggeräumt und die Krümel aus dem Bett geschüttelt waren. Hugo war gewöhnlich etwas gereizt, das heißt: meiner überdrüssig, und in Gedanken bereits bei der Arbeit. Doch ich war rundum ausgefüllt und zufrieden. Draußen dämmerte es, und wir waren in Sicherheit.

Ich wohnte nur kurze Zeit in dem Haus zwischen den Kastanienbäumen. Mit dreiundzwanzig wurde ich aus dem Garten Eden vertrieben und jetzt bin ich fast fünfzig. Vor Jahren war ich einmal im Fitness-Raum eines Hotels auf Madeira (oder war es Malta?) – an einem Ort jedenfalls, der heiß und auf britische Art langweilig war. Ich machte mir gerade Notizen für einen Artikel, als mein Blick nach oben auf den stummgeschalteten Fernseher fiel. Aus irgendeinem Grund lief auf allen Kanälen eine Debatte aus dem kanadischen Parlament in Ottawa. Hinter dem stattlichen Redner saß ein schlanker Mann, den Kopf geistesabwesend auf die verschränkten Hände gestützt. Ich glaube, dieser Mann war Hugo. Mir wurde einen Augenblick lang ganz heiß. Diese Hände ...

Ich bin ihm heute dankbar dafür, dass er mir damals jene Akte in die Hand gedrückt hat. Außer ihm kannte ich niemanden, der mit dem gleichen Ehrgeiz Jura studierte. Er war nicht nur so gewissenhaft, Fotokopien zu dem behandelten Lehrstoff mit nach Hause zu bringen und durchzuarbeiten, er heftete sie anschließend sogar zusammen, um sie mir zu lesen zu geben, anstatt sie mit den anderen durchgearbeiteten Materialien einfach wegzuworfen.

»Das hier wird dich interessieren, Kathleen«, hatte er gesagt. »Echter Stoff für die Frauenbewegung. Noch dazu irisch. Jedenfalls ist es in Irland passiert.«

In seiner Aussprache klang es wie »Ahland«.

»Damals musste man sich noch an das Parlament wenden, wenn man sich scheiden lassen wollte«, sagte er. »Darum geht es hier.«

Mit der eingereichten Petition ersucht Mr. Talbot aus Mount Talbot in Irland Eure Lordschaften um die gesetzliche Geneh-

migung zur Auflösung des Ehekontrakts, wie es heißt, mit seiner Frau, gleich ob sie sich des Ehebruchs schuldig gemacht hat oder nicht.

»Ach, die Engländer und ihr Verhalten in den Ländern anderer Völker«, sagte ich. »Da ist Ehebruch doch nichts Neues. Das kennen wir auch aus ihrer Zeit in Kenia und Indien – überall dort, wo sie nicht genug damit zu tun hatten, die Einheimischen herumzukommandieren.«

»Der Ehebruch hier wurde mit einem Einheimischen begangen«, sagte Hugo.

»Mylords,« las er vor, »der Mrs. Talbot zur Last gelegte Ehebruch soll mit einem der Hausangestellten in Mount Talbot, einem Mann namens William Mullan, vollzogen worden sein. Mullan wird allgemein als Stallbursche, gelegentlich aber auch als Kutscher bezeichnet. Obwohl Mr. und Mrs. Talbot allem Anschein nach nie eine Kutsche im üblichen Sinne ihr Eigen nannten, besaßen sie doch, wie die meisten Familien in Irland, einen irischen Kutschwagen. Wenn sie mit diesem Wagen ausfuhren, hat Mullan ihn gelenkt und sich auch um das Pferd gekümmert ...«

»Die meisten Familien«, dass ich nicht lache«, erinnere ich mich damals gesagt zu haben. »1849 soll das gewesen sein? Damals waren ›die meisten Familien‹ in der großen Hungersnot umgekommen, wenn sie nicht Hals über Kopf ausgewandert waren.«

»Ach du lieber Himmel«, sagte Hugo eher nachsichtig.

Ich überflog die Urteilsbegründung.

»Mein Gott! Das war ja ein tollkühnes Liebespaar!« Ich zitierte:

Beide Zeugen geben an, Mullan und Mrs. Talbot in einem der Ställe im Stroh beisammen liegen gesehen zu haben. Tatsache ist, dass er Stallkleidung trug und ein Zeuge ihn als unflätige, schmutzig aussehende Person bezeichnet hat, was sie jedoch, allem Anschein nach, nicht abgeschreckt habe. Nun kann man

entgegen, es sei unmöglich, dass eine Dame sich zu einer solchen Handlung in einem Stall herablasse, wo, wie man so sagt, die Tiere kopulieren. Aber wo sollte eine solch niedere Leidenschaft, die eine Frau in die Arme eines Gesindeknechts treibt, sonst befriedigt werden? Gelegenheiten bieten sich nicht immer von selbst: Sie müssen gesucht werden ...

»Komm her«, unterbrach mich Hugo. »Sie müssen irgendwas ins Wasser tun in Irland«, sagte er.

Er hatte sich in den großen hölzernen Schaukelstuhl gesetzt und klopfte auf seine Schenkel. Mein Haar reichte mir damals bis zur Hälfte des Rückens. Er beugte sich vor, wickelte eine lange Locke um seine Hand und zog mich an sich.

Ich hatte schon immer eine Schwäche für Geschichten, in denen es um Leidenschaft ging, also interessierte ich mich auch für Mrs. Talbot und William Mullan. Ich glaubte an die Leidenschaft, wie andere Menschen an Gott glaubten. Dahinter trat alles andere zurück. Noch bevor ich im Alter von vierzehn Jahren anfang, mich für Jungs zu interessieren, hatte ich begriffen, dass man das, was meine Mutter suchte, wenn sie einen Roman nach dem anderen verschlang, Leidenschaft nannte. Ich fand es erstaunlich, dass die Talbot-Affäre nach dem schlimmsten Jahr der großen Hungersnot begann, die durch die Kartoffelfäule hervorgerufen wurde. Diese Hungersnot war *das* Ereignis der irischen Geschichte schlechthin. Ich hatte mir immer wieder vorzustellen versucht, wie es damals wohl gewesen sein mochte. Eines Tages, ich muss neun oder zehn gewesen sein, als ich vor unserem Haus jenseits der Straße auf einem mit Meeresalgen überzogenen Felsen spielte, kam ein Mann, der ein Fahrrad schob, auf mich zu und blieb bei mir stehen, um sich mit mir zu unterhalten. Es war ein Historiker aus England. Von ihm erfuhr ich, dass selbst in der Shore Road Hungersnot geherrscht hatte, in der Straße, wo ich aufwuchs und wo meiner Vorstellung nach nie etwas passiert war. Während der Hungersnot, sagte der Mann, hätten die Menschen in unvorstellbarer Armut in Löchern und Felsspalten am Strand gelebt. Diese waren noch

immer zu sehen. Als Kinder hatten wir darin oft »Haus« gespielt. Die Menschen seien von der Hungersnot ausgelöscht worden. Man finde keine Spuren mehr von ihnen. Nur ein Steinhaufen oberhalb der Flutgrenze weise auf ein Massengrab hin. Zu Hause fragte ich, was mit unserer eigenen Familie in der Hungersnot geschehen war und wie es kam, dass wir nicht gestorben waren? Keine Antwort, wie üblich. Aber ich fand einen Weg, eine Verbindung zwischen den Bildern, die mir der Wissenschaftler in den Kopf gesetzt hatte, und meinem eigenen Leben herzustellen. Mein Vater war fast ständig wütend, und meine Mutter lief immer nur schweigend und völlig in sich gekehrt herum. Mir war völlig unverständlich, warum sie überhaupt Kinder gewollt hatten. Also brachte ich die beiden Dinge zusammen, mein Zuhause und die Hungersnot, und fragte mich, ob etwas, das vor hundertfünfzig Jahren geschehen und fast vergessen war, so schrecklich gewesen sein konnte, dass es die Fähigkeit, Glück zu empfinden, in den Menschen zerstörte.

Aus diesen beiden Gründen bewahrte ich die Talbot-Akte auf – weil sie von Leidenschaft handelte und von einer Zeit, über die ich seit meiner Kindheit so oft nachgedacht hatte. Ich wollte im Dunkeln mit den Händen danach greifen können, und so lag sie schon jahrelang an meinem Bett, bevor ich die Zeit fand, mich eingehend mit der Geschichte, die sie erzählte, zu beschäftigen.

1



Als Frau mittleren Alters war ich gegen Krisen gefeit – sofern sie von außen kamen. Schon lange Zeit führte ich ein geregelteres und solides Leben. Mehr als zwanzig Jahre bewohnte ich eine halbdunkle Kellerwohnung hinter der Euston Road. Ich mochte London nicht besonders, mit Ausnahme des Büros von *TravelWrite*, aber ich sah ohnehin nicht viel von der Stadt. Jimmy und ich verfassten die meisten Artikel für die Reisedredaktion der *NewsWrite*-Nachrichtenagentur und waren ständig unterwegs. Dennoch waren wir keine Abenteurer, denn dort, wo wir hinfuhren, gab es weder Hunger noch sonst irgendwelche Unannehmlichkeiten. Von jedem Ort, an den wir reisten, malten wir ein freundliches Bild – das war die Hausregel. Wir hatten einen guten Chef. Selbst beim fünften »Paris im Frühling« oder beim dritten »Sri Lanka: Die Insel der Gewürze« ließ uns Alex keine abgegriffenen Floskeln durchgehen. Jimmy hielt ihn für einen verrückten Perfektionisten, weil jeder *TravelWrite*-Artikel ohnehin sofort gekauft wurde. Aber es tat uns gut, Alex zufrieden stellen zu müssen. Die Leute lesen Reiseberichte in fröhlicher Stimmung, denken dabei an die Ferien und die schönen Seiten des Lebens. Reisen ist eine zutiefst optimistische Angelegenheit. Aus diesem Grund, hauptsächlich aber, weil Alex sich stets dafür interessierte, was ich schrieb, gefiel mir meine Arbeit.

Irgendwie mochte ich am Ende sogar meine Kellerwohnung. Ich glaube, während der ganzen Zeit, in der ich dort gewohnt habe, besuchten mich höchstens vier bis fünf Leute

mehr als einmal. Seit Jimmy aus Amerika zu *TravelWrite* gestoßen war, waren wir eng befreundet, aber weder er noch ich waren je in der Wohnung des anderen gewesen, obwohl Jimmy nur zwanzig Minuten entfernt in Soho wohnte. Es herrschte eine stillschweigende Übereinkunft zwischen uns, dass wir keine Fragen stellten, wenn einer von uns verkündete, er gehe nach Hause. Einmal, ziemlich am Anfang, verabschiedete sich Jimmy und erklärte, er wolle nach Hause gehen. Dann sah ich ihn zufällig vom oberen Busdeck aus ein Taxi anhalten und in die entgegengesetzte Richtung davonfahren. Von da an vermied ich es, mich umzudrehen, wenn wir uns trennten. Die Stille meiner Wohnung war jedenfalls nie von unseren Frotzeleien erfüllt, die wir im Lauf der Jahre perfektioniert hatten. Und lange Zeit war ich mit niemandem mehr morgens dort aufgewacht. Sex war für mich etwas, das sich im Hotel abspielte. Vermutlich wollte ich nicht, dass etwas die vollkommene Bedeutungslosigkeit des Ortes störte, an dem ich lebte.

Doch dann kam eine Zeit, in der ich die Kontrolle über das Geregelte und Solide verlor.

Beim Warten auf mein Gepäck in der Ankunftshalle des Flughafengebäudes von Harare kam ich mit einem elegant gekleideten Geschäftsmann ins Gespräch. Wir unterhielten uns über Fluggesellschaften.

»Die Royal Thai Executive Class ist allererste Sahne«, sagte er.

»Sagen Sie bloß nicht, dass Sie auf dunkelhäutige Samtpfotenbeflissenheit stehen«, erwiderte ich lachend.

»Die Mädchen verstehen wirklich ihren Job«, fuhr er fort, als hätte ich überhaupt nichts gesagt. Plötzlich setzte sich das Transportband mit einem Ruck in Bewegung, und ein alter Gepäckträger mit nackten schwieligen Füßen, der sich darauf ausgeruht hatte, landete direkt vor unseren Füßen. Der Geschäftsmann trat angewidert einen Schritt zurück und zog ein Taschentuch heraus, um damit die glänzenden Kappen seiner Schuhe abzuklopfen, als seien sie besudelt worden. Trotzdem nahm ich sein Angebot an, mit ihm in die Stadt zu

fahren. Wir hielten einen Augenblick an einer Ampel neben einer Bar, aus der Lachen und Trommelklänge schallten.

»Die Afrikaner sind sehr musikalisch«, sagte er. »Die haben Rhythmus im Blut.«

Was machst du bloß hier mit diesem Mr. Dumpfbacke, fragte ich mich.

Es dämmerte mir bereits. Aber wenn nichts weiter passiert wäre, hätte ich keinen weiteren Gedanken daran verschwendet.

Männer dagegen können sich diese Ungewissheit nicht erlauben. Als wir an seinem Hotel ankamen, sagte er: »Hätten Sie Lust, auf einen Drink mit reinzukommen? Oder wollen Sie in meinem Zimmer warten, während ich mich frisch mache? Ich habe einen ziemlich guten Single Malt in der Tasche ...«

Ich lehnte mich gegen das geschnitzte Kopfteil seines großen Bettes, nippte am Scotch und sah zu, wie er seine wohlgeordneten Sachen verstaute – seine Papiere, sein Radio, seinen Kleidersack, seine Toilettenartikel. Als er mit freiem Oberkörper und am Bund geöffneter Hose aus dem Badezimmer trat, war ich gewillt zu küssen und mich umarmen zu lassen. Ich hatte ein wenig Alkohol getrunken, war todmüde und ganz allein in einem fremden Land. Ich war mehr als bereit, mich jemand anderem zu überlassen.

Aber sehr bald lag ich hinter seinem leichenblassen Rücken und zog die Stirn in Falten.

Wenn ich nur wüsste, wie ich die Führung übernehmen könnte, dachte ich. Wenn ich nur mehr Mumm hätte, könnte ich ihn mitreißen ...

Es war mir ein Rätsel, wie wenig dieser Mann mit einem lebendigen Körper anzufangen wusste. Selbst das Beste, was ich tun konnte, ließ ihn kaum aufstöhnen. Hinterher schien er allerdings von uns beiden entzückt zu sein. Das dachte ich jedenfalls. Er lud mich für den nächsten Abend zum Essen ein, und ich nahm an, obwohl ich wenig Lust verspürte, mich stundenlang mit Konversation abzumühen. Aber ich war bester Laune, als er mich zum Taxi brachte. Schließlich war es ein menschlicher Kontakt gewesen, nicht wahr? Und zumindest war ich eine großzügige Frau, oder nicht? Sum-

mend hängte ich meine Kleider in den Schrank des im Tudorstil erbauten Gästehauses. Es lag unter riesigen Jacaranda-Bäumen, deren Blütenstände im Licht der Straßenlaternen schwarz aussahen. Ich war in meinem Element: ein Hotelzimmer an einem fremden Ort.

Das Telefon klingelte. Es war Alex, der mir mitteilte, dass er innerhalb von achtundvierzig Stunden den Artikel über wild lebende Tiere in Zimbabwe brauchte.

»Du glaubst offenbar, in Harare trotten Elefanten und Giraffen durch die Innenstadt«, sagte ich sarkastisch. »Oder meinst du vielleicht, das Gästehaus, *in dem ich gerade erst angekommen bin*, hat einen eigenen Wildpark?« Ich legte auf.

Als das Telefon wieder klingelte, war ich bereit, über den Abgabetermin neu zu verhandeln. Aber es war der Schweizer Geschäftsmann.

»Wie geht's dir, mein irisches Kätzchen?«, sagte er. »Ich denke an dich.«

»Ach wirklich?«, sagte ich peinlich berührt. Kätzchen. Ich war neunundvierzig.

»Leider«, sagte er, »muss ich die Stadt verlassen.«

Eine Stunde nachdem ich mit ihm zusammen gewesen war! Er hatte nicht einmal bis zum nächsten Tag gewartet.

Und was lernte ich daraus? Dass mein Herz noch immer lächerlich lebendig war. Ich war zutiefst verletzt. Was hatte ich falsch gemacht? Ich kämpfte sogar mit den Tränen.

»Und dann«, fuhr er fort, »muss ich sofort zurück in die Zentrale.«

Es war nichts gewesen zwischen diesem Mann und mir – nichts, nicht einmal Zuneigung. Und doch, wegen der Erinnerung an eine, wenn auch nur vage erlebte Ganzheit oder aus Hoffnung auf eine Art Verjüngung, hätte ich alle meine Pläne aufgegeben, nur um mich wieder mit ihm auf dem Bett wälzen zu können.

So kann es nicht weitergehen, sagte ich mir. *Tränen!*

Ein paar Tage später flog ich weiter nach Osten, um rasch einen Artikel über einen philippinischen Badeort mit heißen Quellen zu schreiben. Ich stieg zu den berühmten Wasserfäl-

len hinauf. Wenngleich die Luft feucht und grau war und nach Morast und faulendem Unkraut roch, obwohl überall entlang der Pfade unter den blühenden Bäumen Männer und Jungen standen, die bettelten oder ihre Dienste als Fremdenführer anboten, war nicht zu übersehen, dass dies ein herrlicher Ort war. Kolibrischwärme tranken aus grünem Wasser, das unter den einzelnen Kaskaden erzitterte, bevor es über die Ränder der Felsenbecken floss und sanft auf die nächste Terrasse hinunterglitt. Es würde mir nicht schwer fallen, dem Artikel eine positive Note zu verleihen. Ich füllte eine Seite meines Notizbuches mit Eindrücken, machte einige Fotos von den Vögeln, um sie später identifizieren zu können, und stieg wieder in den Bus nach Manila. In der drückenden Hitze und staubigen Luft des Feierabendverkehrs kam ich in die Stadt. Mein Hotel lag auf der anderen Seite einer stark befahrenen vierspurigen Schnellstraße. Ich machte mich daran, die Fahrbahn zu überqueren und erreichte den Mittelstreifen, auf dem Reste einer staubbedeckten niedrigen Hecke standen. Von dort streckte sich mir eine kleine Hand entgegen. Ich bückte mich. Zwei Mädchen mit schmutzigen Gesichtern im Alter von sieben oder acht Jahren hatten im Gestrüpp einen Karton mit einem schlafenden Baby darin.

»Dollar!«, sagte das Mädchen. Dann stand sie plötzlich auf dem Mittelstreifen, an dem der Verkehr auf beiden Seiten vorbeirauschte, hob den Saum ihres zerlumpten Röckchens und schob ihr zierliches Becken in dem abgewetzten Höschen nach vorn. Ich wusste nicht, was sie wollte, und sie selbst wahrscheinlich auch nicht.

Ich gab ihr, was ich an Geld bei mir hatte, und nahm, statt ins Hotel zu gehen, schnurstracks ein Taxi zum Flughafen.

»Hier leben Kinder mitten auf der Straße«, sagte ich zu dem Taxifahrer.

»Ja«, antwortete er. »Die Leute vom Land kommen in die Stadt und leben auf der Straße.«

Er schieg und legte eine Kassette von Petula Clark ein.

Nachdem er mein Geld vor der Abflughalle entgegengenommen hatte, sagte er: »Wir brauchen kein beschissenes Mitleid von alten Weibern.«

Der Rückflug nach Europa dauerte sehr lang. Wie gerädert starrte ich ins Dunkel, während die anderen Passagiere um mich herum schliefen. Der Mann neben mir war ebenfalls eingeschlafen. Zusammengesunken und krumm hing er in seinem Sitz, die Serviette wie ein Babylätzchen um den Hals.

Anfangs war ich beschämt, weil ich so ichbezogen auf die Straßenkinder reagiert hatte. Ich hatte angefangen, über mich selbst nachzudenken – über mich selbst! –, anstatt über die Ungerechtigkeit in der Welt. Aber liegt nicht auch etwas Positives darin, wenn einen etwas so betroffen macht, dass man der Wahrheit, und sei es auch nur für ein paar Stunden und in Bezug auf die eigene Person, offen ins Auge sieht? Ich saß in der stickigen Nachtluft des Flugzeugs und grübelte. Hätte mich jemand in all den Jahren gefragt, ob ich an Sex interessiert bin, ich hätte hochmütig geantwortet: Nein, ich bin an Leidenschaft interessiert. *Leidenschaft*, murmelte ich halblaut. Was für eine Leidenschaft denn? Wann bist du denn allein deswegen mit jemandem ins Bett gegangen, weil er dich erregt hätte? Doch wohl eher weil jedes Mal in dir Hoffnungen aufgekeimt sind wie unausrottbares Unkraut. Bei der ersten sanften Berührung deiner Brust hast du geglaubt, über dir müsse sich das Dach öffnen und den Blick auf einen strahlenden Sternenhimmel freigeben. Obwohl das niemals geschehen ist! Obwohl dir kein einziger One-Night-Stand in all den Jahren das gegeben hat, was du ersehnt hast! Und es wird mit den Jahren nur immer erbärmlicher. Je älter du wirst, desto dankbarer bist du, wenn dich überhaupt jemand begehrt. Das ist die traurige Wahrheit.

Aber wenn ich damit aufhörte, wie sollte ich dann je einen Menschen kennen lernen? Und wenn ich diese sexuellen Beziehungen nicht hätte, so lausig sie auch sein mochten, dann hätte ich überhaupt keine. Aber konnte man das überhaupt noch Sex nennen?, dachte ich bitter. Mir fiel wieder der Geschäftsmann in Harare ein. Nicht einmal solche Männer kannst du noch zufrieden stellen, geschweige denn dich selbst.

Doch dann musste ich lächeln. Ich erinnerte mich an eine andere Begegnung in Harare. Ich war mit einer beleibten, warmherzigen Frau ins Gespräch gekommen, die Hotelwä-

sche aufhängte, während ich auf der hinteren Veranda an meinem Laptop arbeitete. Ich half ihr mit den flatternden Laken und ging später mit ihr durch die Stadt, um mir in einem Township das Zimmer anzusehen, in dem sie ihre Kinder großgezogen hatte. Wir saßen auf dem Bett und plauderten, während sie sich zur Kochstelle vorbeugte und einen Eintopf zubereitete. Sie nahm eine Plastiktüte von einem Nagel an der Wand und zeigte mir ihre Schätze. Ihr Radio, mit dem sie zwei Sender empfing. Ihren spitzen rosafarbenen Büstenhalter für besondere Gelegenheiten. Als sie den Eintopf in einen Eimer gegossen hatte, um ihn vor den großen kahlen Bierhallen zu verkaufen, begleitete ich sie. Sie machte ein wunderbares, aufreizendes Spektakel aus dem Verkauf. Nach einer Weile verlor sich meine Zurückhaltung, und ich machte mit bei dem Jux. Die Männer lachten sich halb tot bei dem Anblick von uns beiden Frauen und schöpften sich Eintopf in die Blechschüsseln, die neben ihren Bierflaschen standen. Wir tanzten herum, schüttelten und rieben uns in gespielter Erregung und wackelten mit unseren Brüsten vor den Augen der Kerle. Als der gesamte Eintopf verkauft war, zog eine Bande von Kindern hinter uns her und wir waren schlapp vor Lachen.

Noch wusste ich also, was es hieß: richtig zu leben.

Der Kopf des Mannes neben mir im Flugzeug war auf seine fleischige Hand gerutscht. An einem Finger prangte ein glänzender breiter Trauring. In der unbequemen Stellung machte er brummende Geräusche im Schlaf. Ich schob ihn, so sanft ich konnte, in eine angenehmere Haltung. Dann schlief auch ich ein.

In London versuchte ich, Jimmy auf seinem Handy zu erreichen. Eines Tages werden wir all den furchtbaren Dingen auf der Welt ins Auge sehen müssen, wollte ich ihm sagen. Falls er mich ließ. Er hasste es, wenn ich ernst wurde.

»Wenn's nach Jimmy ginge, müsste man immer cool bleiben«, sagte ich einmal zu Roxy, der Sekretärin im Büro.

»Na, du bist auf alle Fälle eher zu emotional«, hatte sie erwidert.

Roxy war eine so unerschütterliche Pferdenatur, dass ich diese Bemerkung nicht allzu ernst nehmen musste. Ich speicherte sie aber ab, um sie zu prüfen. Ich hatte in meinem Leben niemanden, der mir etwas über mich selbst sagte, außer Roxy und Jimmy und gelegentlich, meist verärgert, Alex. In dieser Beziehung waren die drei meine Familie.

Jimmys Handy war ausgeschaltet. Da fiel mir ein, dass er in New York war. Also schickte ich ihm eine E-Mail.

Ich muss mit dir reden, Jimmy, schrieb ich. Ich glaube, ich habe genug von *TravelWrite*. Ich werde alt, Liebling. Der Job hat seinen Reiz verloren.

Eine halbe Minute später schickte ich noch eine hinterher.

Nicht nur der Job, Jimmy, *ich* habe meinen Reiz verloren.

Jimmy war im Mercer abgestiegen, aber er hatte schon ausgecheckt. Als ich schließlich mit ihm reden konnte, sagte er, New York sei so jung und chic, dass er sich dort alt fühle. Er flog auf einem Umweg über Miami zurück. Wir verabredeten uns auf ein paar Tage später in einem Weinlokal in der Nähe des Büros, einem ehemals höhlenartig anmutenden viktorianischen Pub, dessen neumodische winzige Chromstühle in den alten Kiefernischen völlig deplatziert wirkten. Als Jimmy zur Bar ging, dachte ich an seine Worte, dass er sich alt fühle. Der schlanke, lebhaftige Jimmy! Aber hatte ich mir je Gedanken darüber gemacht, ob das Älterwerden einen Schwulen anders schmerzt als eine Frau? Der junge Typ in imitierten Prada-Klamotten hinter dem Tresen lachte ihn an. Jeder mochte Jim, weil er ein offenes Gesicht hatte und einen strohblonden Haarschopf wie Tintin. Wobei er natürlich lieber wie James Dean in *Jenseits von Eden* aussehen wollte.

»Ich finde, heute Abend siehst du ziemlich James-Deanmäßig aus«, sagte ich zu ihm, als wir uns gesetzt hatten. »Schmale feurige Augen. Leicht geschwollene Augenlider von ausschweifenden Nächten?«

»Jetlag«, sagte er. »Was veranlasst dich, so nett zu mir zu sein, meine liebe Freya Stark. Wenn das ein Symptom deiner Midlife-Crisis ist, kann ich nur hoffen, dass sie anhält.«

»Und was hast du in Miami gemacht, mein lieber Bruce

Chatwin? Du warst sicherlich nicht nur wegen der exquisiten Weine da.«

»Man bekommt ja keine anständige Flasche Sancerre südlich der Mason-Dixon-Linie«, sagte Jimmy. »Nicht mal ein anständiges chinesisches Essen.«

»Das beste chinesische Essen auf der Welt gibt's in Seattle«, sagte ich, »wo die chinesischen Techniker von Boeing mit ihren Abfindungsgeldern Restaurants eröffnen. Da haben sie auch die amerikanischen Zutaten. Die fehlen der chinesischen Küche sonst.«

»Weißt du, was das Problem von Seattle ist?«, sagte Jimmy. »Es ist zu abgelegen.«

»Es ist nur von hier aus zu abgelegen.«

»Stimmt nicht«, sagte er ernst. »Es gibt Orte, die selbst dann zu abgelegen sind, wenn du dort bist. Und Seattle gehört dazu.«

Wir redeten oft solchen Unsinn. Roxy ging es auf die Nerven. Aber nach zwanzig gemeinsamen Jahren kam es nicht mehr darauf an, was Jimmy und ich einander sagten. Wir teilten uns alles durch ein Lächeln oder ein Stirnrunzeln mit, indem wir ein Treffen vorzeitig abbrachen oder in die Länge zogen, nach unten auf den Tisch oder uns in die Augen blickten, den Wein genießerisch oder lustlos tranken. Als ich mich einmal bei einer Sitzung aufregte, fragte Jimmy, »Was ist los, Liebling?«, worauf Alex sichtlich verärgert war.

»Woher *weißt* du, dass etwas mit ihr los ist?«, sagte er frustriert. »*Woher nur?* Auf mich wirkt ihr beide immer ziemlich gleich.«

Irgendwie stellten wir an diesem Abend in dem Weinlokal fest, dass etwas in uns vorging. Wir würden uns dieser Dinge zu gegebener Zeit annehmen, dachten wir voller Vertrauen in unsere Beziehung. Dass Jim gleich eine Flasche Wein bestellte, statt für jeden ein Glas, sagte mir, dass er für mich da war, wenn ich ein ernsthaftes Gespräch mit ihm führen wollte. Und die liebevolle Art, in der ich ihm grollte, als wir uns später draußen mit einer Umarmung verabschiedeten, sagte ihm, dass ich wegen seines Abstechers nach Miami, über dessen Grund er mir nichts verriet, keine Probleme hatte.

»Warum kann ich kein Rendezvous mit dir haben?«, schmolte ich. »Warum kann ich nicht auch mal auf einer Luftmatratze im Pool des Delano liegen und mir von einem gut gebauten Kellner einen Cuba Libre und ein Stück Limonentorte servieren lassen?«

»Später, Süße«, sagte Jimmy. »Wenn wir alt sind, ziehen wir nach South Beach wegen unserer Arthritis.«

»Da werde ich nur eifersüchtig auf deine geriatrischen Liebesabenteurer«, sagte ich und rubbelte über sein widerspenstiges Haar.

Es war das letzte Mal, dass ich ihn berührte.

»Die wird's dann nicht mehr geben«, sagte er. »Bis dahin sind die Jungs alle tot.«